

Unis als Orte des kritischen Geistes: Ist das heute nur mehr Wunschdenken? Und was bringt das neue Regierungsprogramm? Ein Schwerpunkt über Bildungsdebatten, Demokratisierung und den Wert der Wissenschaft.

Redaktion:
Manuela Tomic,
Martin Tauss

Von Markus Seidl-Nigsch

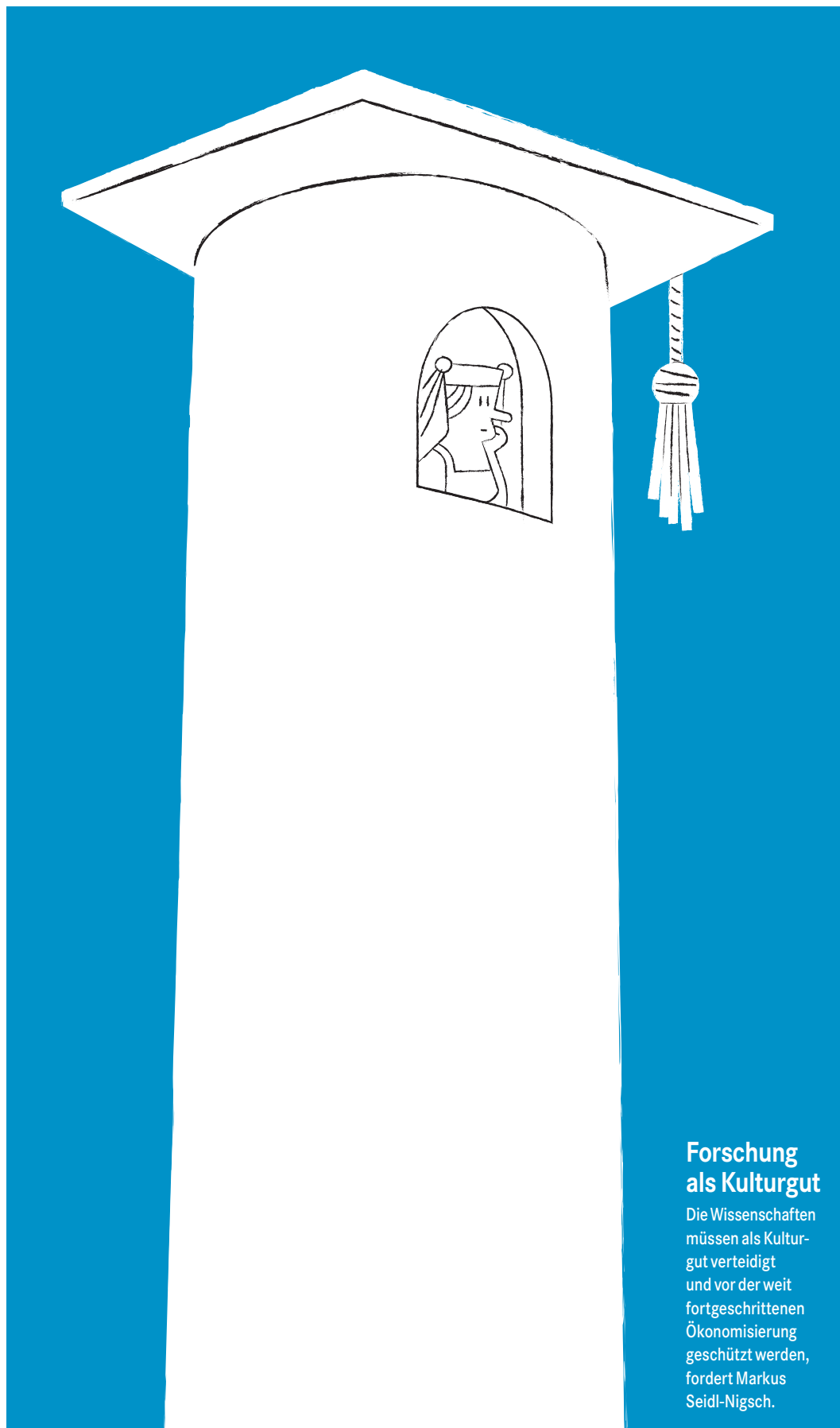
Vor Kurzem hörte ich bei der Promotionsprüfung eines Freundes, eines studierten Chemikers, zu. Nach dessen Vortrag stellte ihm sein Vater – stolz und trotzdem verschmitzt – die Frage: „Was bringen deine Ergebnisse? Lässt sich damit etwas anfangen?“ Mein Freund antwortete mit dem eingetübten Verweis auf den potenziellen Nutzen, den selbst Grundlagenforschung in sich berge.

Dieses Beispiel spiegelt die in unserer Gesellschaft vorhandene Erwartung wider, dass Forschung nützlich sein sollte. Die meisten Wissenschaftler beugen sich diesem Erwartungsdruck. Selbst wenn ihre Arbeit jenseits ökonomischer, technischer oder sozialer Wirksamkeit liegt, trauen sie sich nicht zu sagen: „Meine Arbeit ist nicht nützlich.“ Wir scheinen aus den Augen verloren zu haben, dass Tätigkeiten gerechtfertigt sein können, ohne einem äußeren Zweck zu dienen. Der Besuch eines Konzerts oder eines Gottesdienstes zum Beispiel stellt für viele Menschen eine wichtige Sinnquelle dar. Mit Nützlichkeit aber haben beide nichts zu tun.

Politiker begründen die an Universitäten gerichtete Nützlichkeitsforderung häufig damit, dass durch Steuermittel finanzierte Forschung der Gesellschaft etwas zurückgeben müsse. Naturwissenschaftler können dieser populistisch zugespitzten Wendung problemlos entsprechen, zumindest im Sinne medialer Oberflächlichkeit. Sie üben sich einfach in Science-Fiction, indem sie die potenzielle (wenn auch unabsehbare) Nützlichkeit ihrer Erkenntnisse beschwören. Geisteswissenschaftlern hingegen fällt diese Übung schwerer. Sie befassen sich nämlich nicht mit Vorgängen in der Natur, deren Kenntnis technische Entwicklungen forcieren kann. Ihre Domäne ist die Welt des Geistes. Und obwohl der Geist eines der größten Geheimnisse darstellt und an Technik nichts Rätselhaftes ist: Unser Interesse gilt vor allem dem technisch Machbaren – und nicht geistvollen, aber zweckfreien Reflexionen. Zweckdienlichkeit ihres Fachs können Geisteswissenschaftler daher nur über Umwege plausibel machen. Etwa indem sie zeigen, dass ihre Erkenntnisse dem gesellschaftlichen Zusammenhalt, der Demokratie etc. und in weiterer Folge der wirtschaftlichen Stabilität des Landes dienen könnten.

Existenzielles Interesse

Ob unmittelbare oder bloß indirekte Nützlichkeit – im Ringen um öffentliche Finanzierung verschafft sie den Wissenschaften auf der einen Seite einen Vorteil gegenüber den Künsten. Gute Kunst stellt nämlich vorrangig Fragen, und wenn sie doch auch Antworten gibt, dann liegen diese außerhalb des sprachlich Fassbaren und somit jenseits von Zwecken. Auf der anderen Seite ist zu bemerken: Die Nützlichkeit der Forschung verbannt sie aus dem Kulturverständnis vieler Menschen. Zur Kultur würden Literatur, Schauspiel, die bil-



Forschung als Kulturgut

Die Wissenschaften müssen als Kulturgut verteidigt und vor der weit fortgeschrittenen Ökonomisierung geschützt werden, fordert Markus Seidl-Nigsch.

Illustration: Rainier Messerklinger

Was soll Forschung an den Universitäten ausmachen: Sind es nur die messbaren Fortschritte, die zu konkreten Anwendungen führen – oder darf Wissenschaft auch reiner Selbstzweck sein?

Ein Gastkommentar.

Rein in den Elfenbeinturm!

„Der Erwartungsdruck ist hoch: Wir scheinen aus den Augen verloren zu haben, dass Tätigkeiten gerechtfertigt sein können, ohne einem äußeren Zweck zu dienen.“

denden Künste und Musik gehören, nicht aber Mathematik, Mechanik und Chemie. Diese Ansicht teilen selbst viele Wissenschaftler, weil das Nützlichkeitscredo ihre ästhetische Empfindsamkeit und die Freude am Erkennen vertrieben hat. Kurzum: Forschung stelle vielleicht eine Leistung unserer Kultur dar, nicht aber ein Kultur-

gut, das sich – wie ein Kunstwerk – selbst genügen darf.

Diese Haltung steht auch hinter der polemisch-drohenden Rede vom Elfenbeinturm. Sie drückt aus, dass sich Wissenschaftler der profanen Welt zuwenden sollten, statt für sich allein – eben im Elfenbeinturm – frei gewählten Fragen nachzuspüren. Wer so denkt, übersieht allerdings, dass den Menschen vor allem sein Geist ausmacht, woran etwa der Philosoph Peter Strasser in seinem Buch „Die ganze Wahrheit – Aufklärung über ein Paradoxon“ (Schwabe-Verlag, 2019) eindringlich erinnert. Viele religiöse Menschen sind außerdem davon überzeugt, dass

sie an der Heiligkeit Gottes teilhaben. Nehmen wir diese Einsichten ernst, wendet sich das Verständnis vom Elfenbeinturm ins Positive: Der Turm trennt den Forscher von der zunehmend ökonomisierten Welt, damit sich dieser ohne Ablenkung der Welt des Geistes zuwenden kann. Dies kann beispielsweise für Chemiker, die ein neues Molekül erforschen (ein geistiger Akt!), ebenso zutreffen wie auf Philosophen, die eine neue Theorie ersinnen.

Wenn wir wissenschaftlich oder künstlerisch tätig sind, kultivieren wir unser Streben nach Erkenntnis bzw. „Wahrheit“. Das dahinterliegende existenzielle Interesse am Verstehen der Welt und des Seins verfolgt jedoch kein äußeres Ziel. Auch wissenschaftliche Erkenntnisse haben somit einen intrinsischen Wert als Kulturgut. Daraus folgt, dass sich Forschung genau wie ein Kunstwerk selbst genügen darf. Trotz dieser Gemeinsamkeit sind die Charaktere von Kunst und Forschung freilich verschieden. Ein Gemälde oder Musikstück bewundern wir dann, wenn es uns „anspricht“. Die Art solchen nicht-sprachlichen Sprechens ist die Ausdrucksform der jeweiligen Kunstrichtung. Im Gegensatz dazu ist das Sprachmedium der Forschung eine natürliche Sprache (etwa Deutsch) oder im Fall der Mathematik eine formale Sprache.

Selbst Dichtung unterscheidet sich hier fundamental von den Wissenschaften. Denn was zwischen den Zeilen steht, bestimmt das Werk maßgeblich mit. Außerdem kann gerade Lyrik von einer Sehnsucht bestimmt sein, die allen Künsten gemein zu sein scheint. Der Dichter und Theologe Christian Lehnert hat sie vor Kurzem in den *Stimmen der Zeit* so formuliert: Es ist die Sehnsucht, „das Wort [bzw. Bild, Skulptur etc.] und Sache eins werden“. Wissenschaftler hingegen akzeptieren mit der Trennung von Modell und Wirklichkeit die Differenz zwischen Wort und Sache.

Dem Leben Sinn verleihen

Man könnte also sagen: Kunst beginnt dort, wo die Wissenschaften enden. Aus diesem Grund ist das Geheimnisvolle an Kunstwerken, aber auch das Spirituelle an religiösen Erlebnissen der Forschung prinzipiell unzugänglich. Das Feld des Forschers ist also das Aussagbare.

Zum Unsagbaren indes gehört alles, was sich nicht auf einen Begriff bringen lässt. Somit unter anderem das, was unser Leben letztlich lebendig macht, ihm Sinn verleiht und zur Fülle führt. Hier sind wir auf die Künste angewiesen, wenn wir es anschaulich machen wollen. Mit einer Ausnahme: Den menschlichen Geist erhellen die Wissenschaften zumindest indirekt. Denn der Kontrast zwischen unserem weitreichenden Erkenntnisvermögen und dem zugleich stets bleibenden Nicht-Wissen illustriert die geistige „conditio humana“. Wir staunen darüber, dass wir im „Dickicht der Endlichkeit“ (Peter Strasser) überhaupt etwas erkennen. Durch wissenschaftliches Arbeiten können wir unsere Selbsttranszendenz – das Potenzial, das über uns selbst hinausweist – daher genauso erleben wie durch das Wahre und Schöne, das uns in Kunstwerken begegnet. Darin liegt der höchste Wert jeder Forschungstätigkeit, denn es sind gerade Transzendenzverfahren, die unserem Leben Sinn verleihen. Damit sich dieser Wert an unseren Universitäten aber tatsächlich verwirklicht, müssen wir sie zu Elfenbeintürmen umgestalten.

Der Autor ist promovierter Chemiker und arbeitet als Werkstoffentwickler und freier Wissenschaftsjournalist.